



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## Universitätsbibliothek Paderborn

### Die Kunstdenkmäler von Stadt und Dom Brandenburg

**Eichholz, Paul**

**Berlin, 1912**

Marienkirche.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-47840](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-47840)

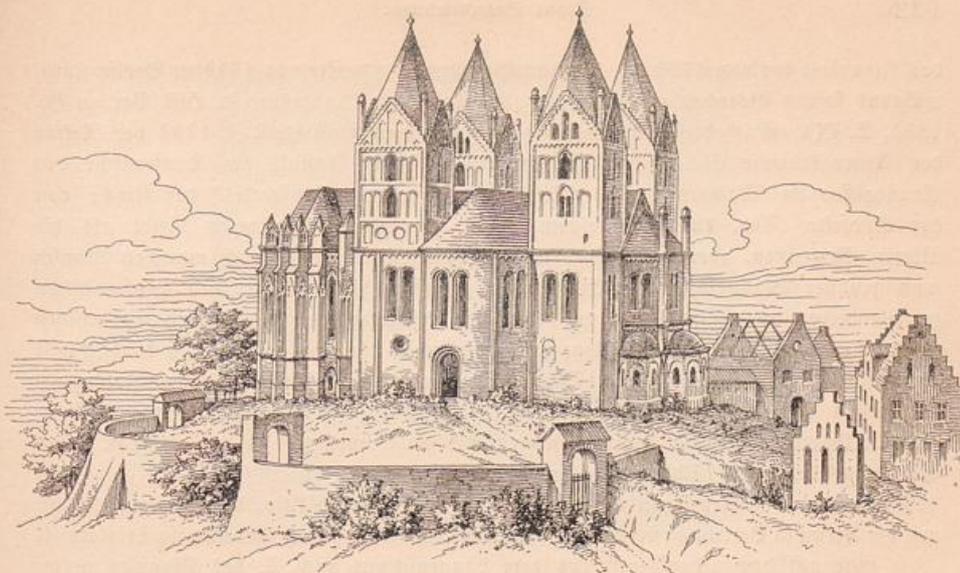


Abb. 76. Schaubild der Marienkirche nebst Kloster, unter teilweiser Benutzung des Gemäldes am Trebawischen Epitaph in der Gorthardtkirche hergestellt.

### St. Marienkirche.

Von den Bauwerken Brandenburgs, die zu Grunde gegangen sind, war das weitaus bedeutendste die Marienkirche auf dem Harlunger Berge.

Während bei den noch vorhandenen Baudenkmalern stets diese selbst als Hauptquelle, ja nicht selten als einzige sichere Grundlage für die Geschichte ihres Entstehens und ihrer Wandlungen anzusehen waren, ist die Darstellung hier infolge des Verlustes des Denkmals fast ausschließlich auf dessen Abbilder in Form von plastischen und eichnerischen Darstellungen aus der Zeit ihres Bestehens sowie auf das urkundliche und das literarische Quellenmaterial angewiesen.

In der That können die ganz geringen Grundmauerreste, welche neuerdings bei der Schaffung gärtnerischer Anlagen auf dem Berge zutage getreten sind, keine Aufschlüsse gewähren, so lange wir über den Standort der Kirche nicht genauer unterrichtet sind (siehe Kunstgeschichtliche Übersicht) und es noch fraglich ist, ob diese Reste der Kirche oder dem Kloster angehörten. So bleiben denn als einzige in Betracht kommende Reste, bei denen allerdings ebensowenig festzustellen ist, von welchem der Gebäude auf dem Berge sie herrühren, die auf der Höhe gefundenen wenigen Formsteine übrig, deren wissenschaftliche Ausbeutung weiterhin versucht werden soll.

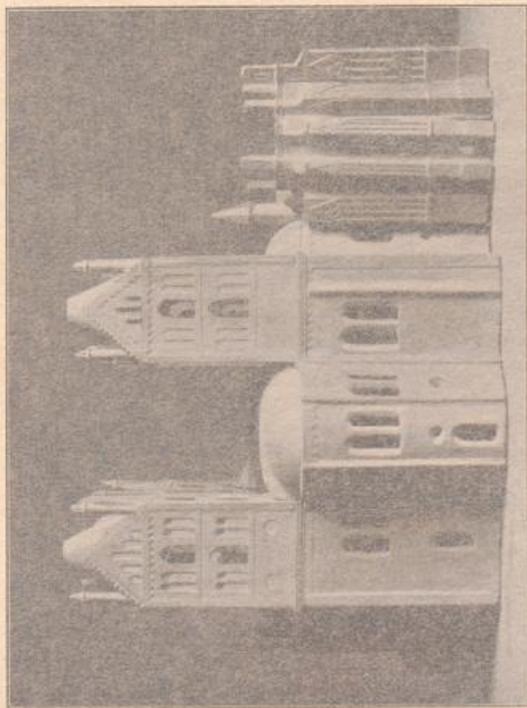
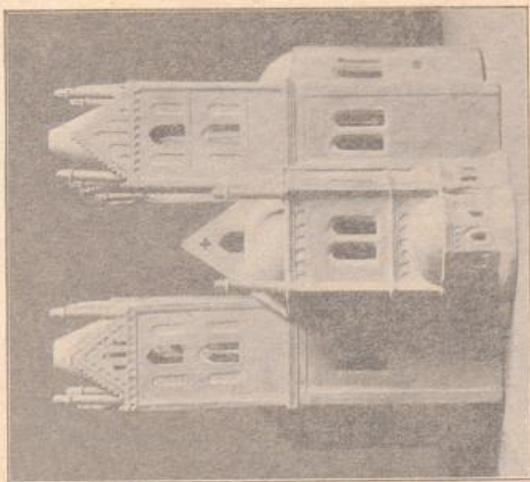
Die wertvollste Unterlage für unsere Kenntnis von der Marienkirche beruht auf den Aufnahmen, welche ein französischer Refügie und Freund von Leibniz, Alphonse

des Bignoles, der von 1706 bis 1712 in Brandenburg weilte und 1744 in Berlin starb, während seines Brandenburger Aufenthaltes anfertigte (Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., 1894, S. IX). Nach diesen Aufnahmezeichnungen veröffentlichte i. J. 1752 der Rektor der Ritterakademie Chr. Heiñß im Programm dieser Anstalt die Kupferstiche des Grundrisses im Maßstab 1:500 (Abb. 78) und eines „Prospectes“ der Kirche von der Südseite (Abb. 79) nebst einem Texte, der zwar weit mehr bietet als die älteren Chronisten, aber trotz seiner weit ausgreifenden Länge noch manchen Wunsch nach genauer Beschreibung der Einzelheiten unerfüllt läßt. Außer den Kupferplatten zu den beiden angeführten Stichen besitzt die Bibliothek der vereinigten Städtischen Gymnasien noch 3 weitere Platten, die nebst jenen für eine von Heiñß beabsichtigte Veröffentlichung über die Kirche bestimmt waren und demgemäß mit römischen Zahlen als Taf. I bis V bezeichnet sind. Taf. I gibt einen Plan der Stadt, in dem das Bauwerk im Gegensatz zu allen späteren Plänen noch verzeichnet ist. Zu dem auf Taf. II aus dem Programm von 1752 wiederholten Grundriß nebst „Prospect“ fügt Taf. III noch den höchst wichtigen Längenschnitt (Abb. 77) hinzu. Die Tafeln IV u. V bringen noch zwei mit der Kirche in Beziehung stehende Gegenstände, den Schwanenorden und ein Triglabild.

Wie auf dem „Prospect“ und dem Längenschnitt nach A. des Bignoles ist die Kirche auch in zwei Modellen aus Holz und Pappe, von denen sich das eine (Taf. 31) im Antiquarium des Doms, das andere in der Sammlung des Hist. Vereins zu B. befindet,\*) ohne Dächer dargestellt. Insofern treten noch einige Abbildungen der Kirche auf Stadtansichten ergänzend hinzu; unter ihnen besonders die älteste Abbildung der Altstadt von 1582 aus Garcaeus (Abb. 83) und das Temperagemälde des Th. Heren v. Emden am Epitaph des Hans Trebaw von 1586 in der Gotthardtkirche. Leider hat gerade der hier in Betracht kommende Teil des Bildes, wie es scheint durch übertriebenes Waschen, sehr an Deutlichkeit verloren. Andre bildliche Darstellungen, die noch vorhanden sind, bieten entweder nichts wesentliches oder sind spätere Arbeiten ohne Originalwert. Von ihnen mögen nur die folgenden noch erwähnt werden: Das Ölgemälde im Rathhaus mit der Ansicht der Stadt um 1590; die Marienkirche erscheint darauf bereits mit zerstörten Turmspitzen, doch läßt die Darstellung in bezug auf Genauigkeit zu wünschen übrig. Das Ölgemälde im Dechaneigebäude des Domes aus dem Anfang des 17. Jahrh. gilt als Kopie des vorigen. Eine Zeichnung der Marienkirche nebst Grundriß im Paulikloster (siehe die Wiedergabe in Schillmann, Gesch. d. Stadt B., S. 140) ist 1740, also 18 Jahre nach dem Abbruch der Kirche angefertigt. Von einigen Zeichnungen ungleichen Wertes in der Bibliothek des Gymnasiums ist wenigstens der Grundriß erwähnenswert. Eine Zeichnung der Kirche wurde noch 1827 auf Grund des Heiñßschen Programms von dem Steindrucker Wagner herausgegeben.

Gegenüber den Zeichnungen in den Heiñßschen Schriften bietet die gesamte Literatur nur einen recht kärglichen Gewinn an Tatsächlichem.

\*) Von den Modellen ist das im Dom befindliche das Original, welches sich i. J. 1817 noch in der „Berliner Kunstkammer“ befand (vgl. Büsching, Reise durch einige Münster, S. 58).



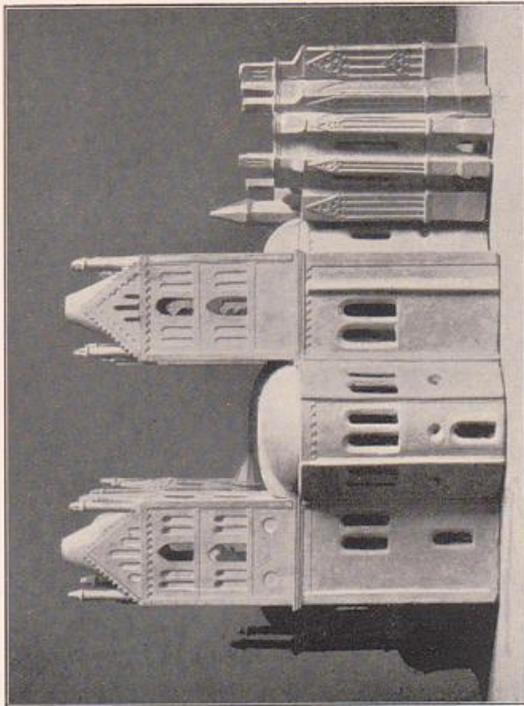
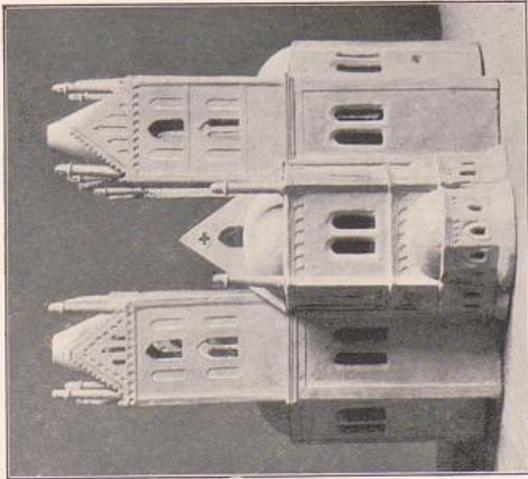
Nord- und Ostseite der Marienkirche nach dem Modell im Dome.

des Bignoles, der von 1706 bis 1712 in Brandenburg weilte und 1744 in Berlin starb, während seines Brandenburger Aufenthaltes anfertigte (Jahresber. d. Hist. Ver. zu B., 1894, S. IX). Nach diesen Aufnahmezeichnungen veröffentlichte i. J. 1752 der Rektor der Ritterakademie Chr. Heins im Programm dieser Anstalt die Kupferstiche des Grundrisses im Maßstab 1:500 (Abb. 78) und eines „Prospectes“ der Kirche von der Südseite (Abb. 79) nebst einem Texte, der zwar weit mehr bietet als die älteren Chronisten, aber trotz seiner weit ausgreifenden Länge noch manchen Wunsch nach genauer Beschreibung der Einzelheiten unerfüllt läßt. Außer den Kupferplatten zu den beiden angeführten Stichen besitzt die Bibliothek der vereinigten Städtischen Gymnasien noch 3 weitere Platten, die nebst jenen für eine von Heins beabsichtigte Veröffentlichung über die Kirche bestimmt waren und demgemäß mit römischen Zahlen als Taf. I bis V bezeichnet sind. Taf. I gibt einen Plan der Stadt, in dem das Bauwerk im Gegensatz zu allen späteren Plänen noch verzeichnet ist. Zu dem auf Taf. II aus dem Programm von 1752 wiederholten Grundriß nebst „Prospect“ fügt Taf. III noch den höchst wichtigen Längenschnitt (Abb. 77) hinzu. Die Tafeln IV u. V bringen noch zwei mit der Kirche in Beziehung stehende Gegenstände, den Schwanenorden und ein Triglabild.

Wie auf dem „Prospect“ und dem Längenschnitt nach A. des Bignoles ist die Kirche auch in zwei Modellen aus Holz und Pappe, von denen sich das eine (Taf. 34) im Antiquarium des Domes, das andere in der Sammlung des Hist. Vereins zu B. befindet,<sup>\*)</sup> ohne Dächer dargestellt. Insofern treten noch einige Abbildungen der Kirche auf Stadtansichten ergänzend hinzu; unter ihnen besonders die älteste Abbildung der Altstadt von 1582 aus Garcaeus (Abb. 83) und das Temperagemälde des Th. Heren v. Emden am Epitaph des Hans Trebaw von 1588 in der Gotthardkirche. Leider hat gerade der hier in Betracht kommende Teil des Bildes, wie es scheint durch übertriebenes Waschen, sehr an Deutlichkeit verloren. Andre biblische Darstellungen, die noch vorhanden sind, bieten entweder nichts wesentliches oder sind spätere Arbeiten ohne Originalwert. Von ihnen mögen nur die folgenden noch erwähnt werden: Das Ölgemälde im Rathaus mit der Ansicht der Stadt um 1590; die Marienkirche erscheint darauf bereits mit zerstörten Turmspitzen, doch läßt die Darstellung in bezug auf Genauigkeit zu wünschen übrig. Das Ölgemälde im Dechaneigebäude des Domes aus dem Anfang des 17. Jahrh. gilt als Kopie des vorigen. Eine Zeichnung der Marienkirche nebst Grundriß im Paulikloster (siehe die Wiedergabe in Schillmann, Gesch. d. Stadt B., S. 140) ist 1740, also 18 Jahre nach dem Abbruch der Kirche angefertigt. Von einigen Zeichnungen ungleichen Wertes in der Bibliothek des Gymnasiums ist wenigstens der Grundriß erwähnenswert. Eine Zeichnung der Kirche wurde noch 1827 auf Grund des Heins'schen Programms von dem Steindrucker Wagner herausgegeben.

Gegenüber den Zeichnungen in den Heins'schen Schriften bietet die gesamte Literatur nur einen recht kärglichen Gewinn an Tatsächlichem.

<sup>\*)</sup> Von den Modellen ist das im Dom befindliche das Original, welches sich i. J. 1817 noch in der „Berliner Kunstammer“ befand (vgl. Büsching, Reise durch einige Münster, S. 58).



Nord- und Ostseite der Marienkirche nach dem Modell im Dome.



## Ältere Literatur.

Chronicon Brandenburgensis apud Mader in Antiquit. Brunswic., p. 274.

Georg Sabinus, De Brandenburgo, metropoli Marchiae 1552 gibt eine Beschreibung der Marienkirche.

Brotuffius, Genealogia u. Chronica des durchlauchten königlichen und fürstlichen Hauses der Fürsten zu Anhalt, 1556.

Zach. Garcaeus, Successiones familiarum et res gestae illustrissimorum Praesidum Marchiae Brandenburgensis ab anno 927 ad annum 1582, ed. Krause S. 178, 347 u. 348 Anmerk. dd.

Nic. Leutinger, Commentarii de Marchia S. 593 f. u. 1118, ed Küster. Derselbe, Topographia Prior Marchiae (1597), ed. Krause 1729, § 25, S. 8.

Casp. Praetorius, Epigrammatum liber tertius, Wittenberg 1606.

Joach. Fromme, Nomenclatura rerum Brandenburgi memorabilium, Brandenburg 1679.

Urkunde von 1723 im Knopf des Rathhausturmes.

Casp. Gottschling, Beschreibung der Stadt Altbrandenburg 1732.

Ehr. Heiñß, Programm der Ritterakademie von 1752.

Bekmann in der ungedruckten Fortsetzung seiner „Märkischen Geschichte“ im Geh. Staatsarchiv zu Berlin, Rep. 92 (Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1894, S. 9).

Anekdoten, Sittengemälde und Traditionen aus der Preussischen und Brandenburgischen Geschichte. Berlin 1790.

Büsching, Reise nach Kefahn (1775), S. 270—275.

## Neuere Literatur.

Kiedel, Codex diplomaticus VIII.

Heffter, Wegweiser S. 78.

Heffter, Geschichte der Stadt B., S. 389.

Jahresber. des Hist. Ver. zu B. I (1869), S. 44 f.

Piper im 29.—30. Jahresber. des Hist. Ver. zu B., S. 63—65.

Gebauer im 34.—35. Jahresber. des Hist. Ver. zu B., S. 55 f.

v. Stillfried-Rattonitz 1845, Der Schwanenorden, S. 2 Anmerk. 5 sowie die Taf. bei S. 20 u. S. 40.

Graf Stillfried u. S. Hänle, Das Buch vom Schwanenorden. 1881.

G. Sello in Forschungen z. Brand. Preuß. Gesch. V, 535 ff.

H. Krabbo in Forschungen z. Brand. Preuß. Gesch. XVII (1904), S. 1—20.

L. Schneider in Mitteil. d. Ver. f. d. Gesch. Potsdams II. 4, S. 1—16.

v. Minutoli, Denkmäler mittelalterlicher Kunst in den Brandenb. Marken 1836, Heft I.

Abler, Backsteinbau. Brandenburg S. 5—8, Taf. I u. II nebst Nachträgen.

Dohme, Gesch. der Deutschen Baukunst, S. 108.

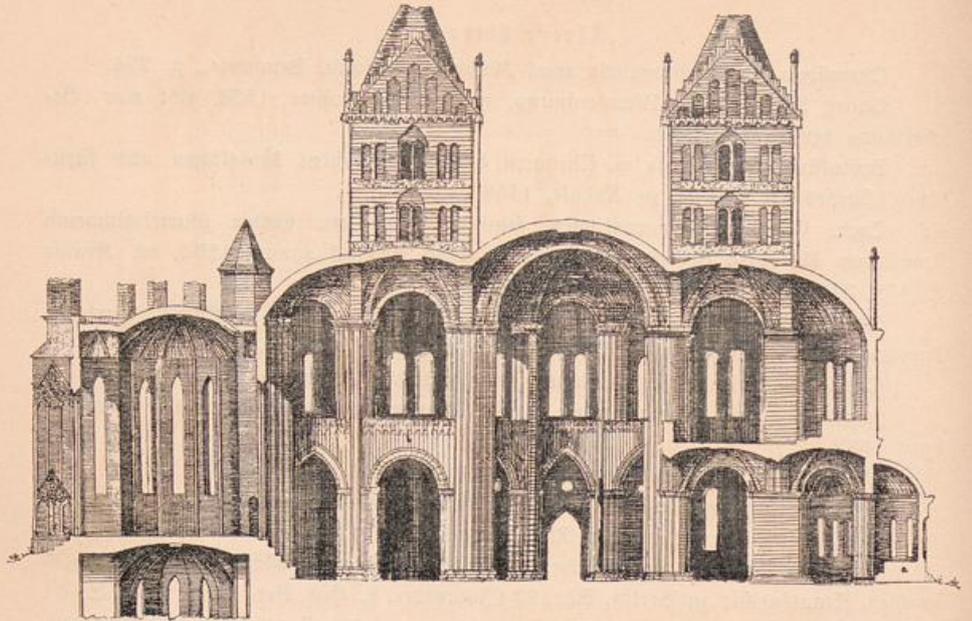
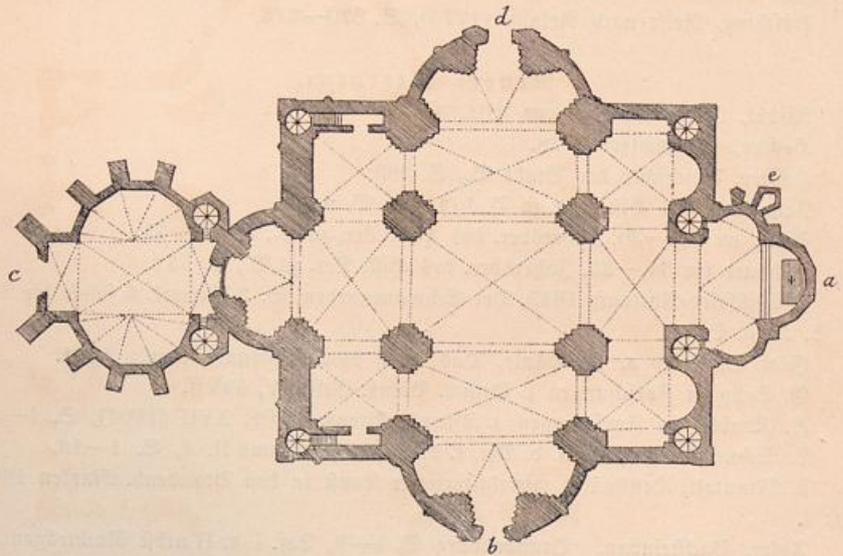


Abb. 77. Längenschnitt der Marienkirche (Faksimile der Heinsischen Kupferplatte).



6 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10  
Rheinl. Ruthen.

Abb. 78. Unterer Grundriß der Marienkirche (Faksimile der Heinsischen Kupferplatte).

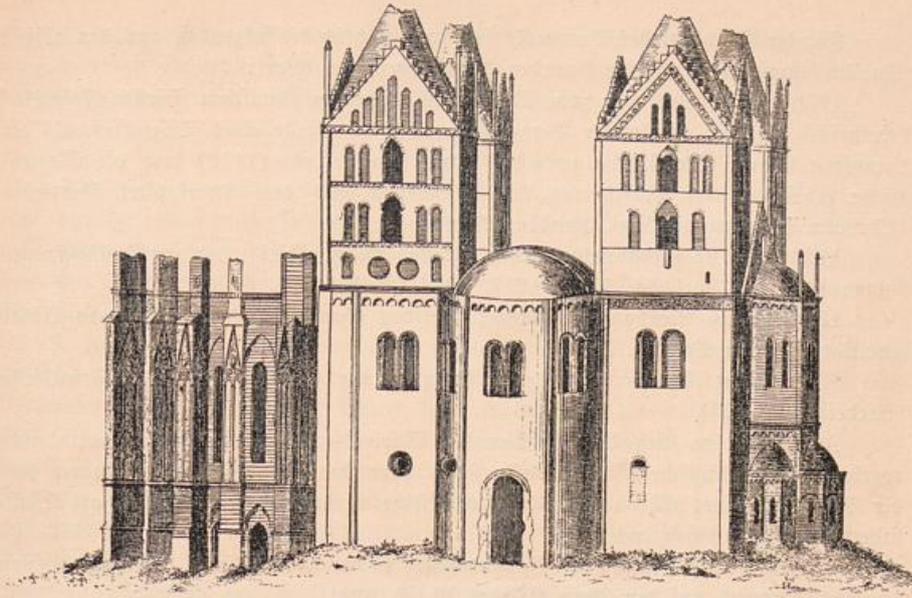


Abb. 79. Südausicht der Marienkirche (Faksimile der Heinsischen Kupferplatte).

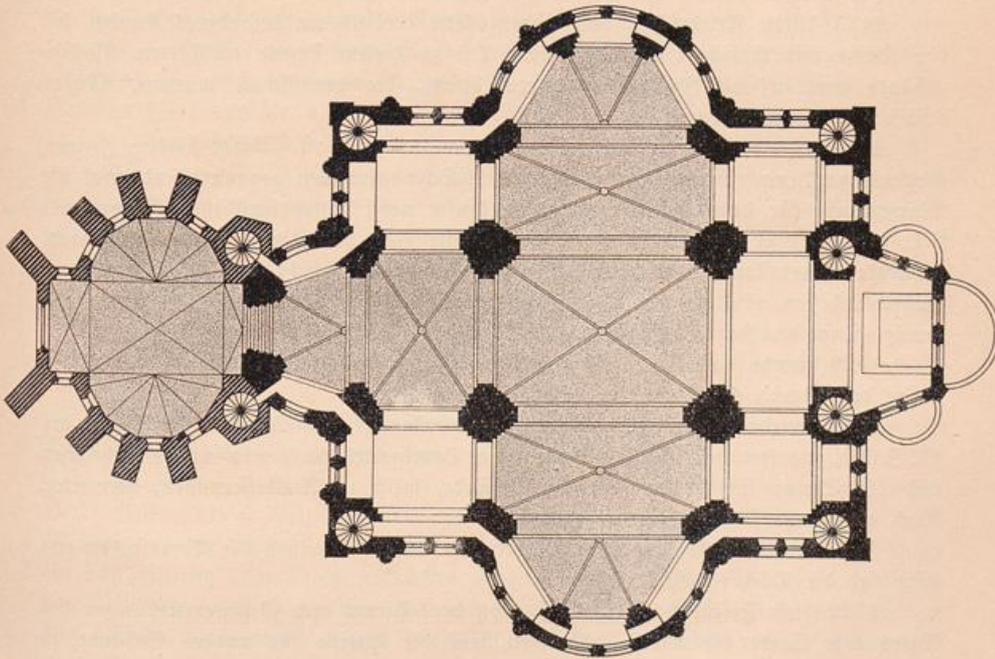


Abb. 80. Emporengrundriß der Marienkirche  
nach Adler (im Maßstabe der Grundrisse dieses Werkes 1:400).

Für die Geschichte des Bauwerks sind hauptsächlich die folgenden aus den obigen Quellen unmittelbar zu entnehmenden Nachrichten von Wert:

1136 wurde durch den zum Christentum bekehrten slavischen Fürsten Pribislav (Heinrich) auf dem Harlunger Berge vermutlich an Stelle eines Triglastempels der Jungfrau Maria eine Kirche geweiht. Nach seinem Tode (1150) kam die Marienkirche erblich an die Markgrafen, die sie indessen bald dem Domkapitel überließen (Chronik. Brandenburg, vgl. Krabbo, Regesten I, 34).

1166 wird sie zuerst urkundlich als dessen Besitz bestätigt; weitere Bestätigungen folgen 1173, 1179, 1188, 1209, 1217, 1234 (Kiedel VIII, S. 107 ff.).

1222 ist ein Neubau im Gange, für den Papst Honorius III. einen Ablass gewährt (Urk. im Vatikan. Archiv).

1331 stiftet Bischof Ludwig v. Brandenburg Messen in der Marienkirche (Kiedel IX, S. 29).

In der Folge stieg das Ansehen der Marienkirche. Zwar fanden darin nicht regelmäßig sonntägliche Gottesdienste statt, aber durch häufige Prozessionen und die Verehrung eines Marienbildes in der Kirche verbreitete sich ihr Ruf als Wallfahrtskirche weit durch das Land.

Etwa 1399 Anordnung des Gottesdienstes in der Marienkirche. Pfingstprozession „unserer Herren“ auf den Berg (Kiedel XI, S. 79).

Im 15. Jahrh. ließ der Besuch der Wallfahrtskirche erheblich nach.

1435 stiftete Friedrich I. von Hohenzollern deshalb ein besonderes Kapitel bei der Kirche mit täglichem Gottesdienste. Die zu diesem Zwecke errichteten Klostergebäude wurden mit Prämonstratensern besetzt, die verpflichtet wurden, Messen und die Mariengezeiten zu halten.

1440 stiftete Friedrich II. Eisenbahn die Bruderschaft „Unser Lieben Frauen Kettenträger“ (nach ihrem Ordenszeichen meist Schwanenorden genannt) und ersah die Marienkirche für deren festliche Zusammenkünfte nebst gottesdienstlichen Feiern aus. Für diese ließ er an der Westseite der Kirche eine besondere, dem hl. Leonhardt geweihte Ordenskapelle errichten. Die Bedeutung der Kirche als Ordensheiligtum währte indessen nicht lange. Schon vor 1600 hatte sich der Besuch der Kirche auf wenige Tage im Jahre beschränkt.

1539 wurde das Stift auf dem Berge durch Joachim II. aufgehoben, infolge dessen der allmähliche Verfall der Stiftsgebäude begann.

1551 wurde die Kirche wieder dem Domkapitel übereignet. Im Laufe des 17. Jahrh. wurden die Klostergebäude vom Domkapitel nach und nach abgebrochen und die Steine für andere stiftische Gebäude, meist zu Ausbesserungen, verwertet. Auch die Kirche fing an zu verfallen.

1582 bewahrte sie noch ihre Dächer; um 1590 erscheinen die Turmspitzen zerstört und die Dächer beschädigt.

1722 ließ Friedrich Wilhelm I. trotz den Bitten und Gegenvorstellungen des Rates der Stadt die Kirche abbrechen, um die Steine für andere Gebäude zu verwenden.

1874 „bei Fundamentierung des jetzt an ihrer Stelle stehenden Kriegerdenkmals stieß man auf bedeutende Fundamentreste, hat es jedoch versäumt, dieselben systematisch vollständig aufzugraben“ (Wernicke in Bergau, S. 272).

Von den Vorgängern der Marienkirche auf dem Berge käme in erster Linie eine etwaige Gründung Pribislav-Heinrichs in Frage. Wenn die Marienkirche i. J. 1440 vom Stifter des Schwanenordens als eine Schöpfung dieses Wendenfürsten bezeichnet worden ist, so ist einer solchen Äußerung gelegentlich einer derartigen Handlung kaum ein wissenschaftlicher Wert beizumessen. Für den damals vorhandenen, im 18. Jahrh. abgebrochenen Bau trifft sie nicht zu, da er erst etwa 70 Jahre nach Pribislavs Tode errichtet worden ist. In ihrem Sinne berichtet von den älteren Chronisten nur der schon von seinen Zeitgenossen als unzuverlässig gekennzeichnete (vgl. Küster, Bibl. Hist. B., S. 306) Brotuff im Register am Schlusse seiner Genealogia u. Chronica etc. Demgegenüber nennen Sabinus (De Brandenburgo, metropoli Marchiae 1552), Zach. Garcaeus (Successiones, Ausg. von Krause S. 347) und Leutinger (De Marchia Brandenburgensi S. 599) König Heinrich den Bogler als den Gründer der Kirche auf dem Berge, ja es war dies im 16. Jahrh. die allgemeine Ansicht, der auch Praetorius in seinem Gedichte beitrifft (Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1898, S. 65). Heffter (Gesch. d. Stadt B., S. 33) bezeichnet Kaiser Otto I. als wahrscheinlichen Erbauer der Kirche. Adler (a. a. O. S. 5) stützt sich auf den bedenklichen Gewährsmann Brotuff und schreibt sie dem Pribislav als dessen Familiengruftkirche zu; auch in seinem Nachtrag S. 118 hält er daran fest. Über die angeblichen Fürstengräber der Marienkirche siehe Sello (Brand. preuß. Forsch. 1892 S. [537] Anmerk. 2) und Rasmus (in Jahresber. d. Hist. Ver. zu B. 1896, S. 66).

Die uns in Aufnahmen und Beschreibungen vorliegende, im 18. Jahrh. abgebrochene Marienkirche bestand nach dieser geschichtlichen Unterlage aus zwei scharf gesonderten und zeitlich weit auseinander liegenden Teilen, dem der ersten Hälfte des 13. Jahrh. angehörenden eigentlichen Kirchenbau und der später im Westen hinzugefügten Kapelle des Schwanenordens. Die Vermutung, daß die Kirche aus dem Umbau einer älteren entstanden sei, ist aus den vorliegenden Darstellungen nicht herzuleiten; selbst die Benutzung alter Grundmaurereste ist zweifelhaft (vergl. Anmerk. \*) auf S. 128).

Erste Bauzeit. Der Grundriß der Wallfahrtskirche (Abb. 78) war nach der Form eines griechischen Kreuzes angelegt, dessen Arme in Apsiden von der vollen Höhe der Kirche endigten. In den einspringenden Ecken standen vier annähernd quadratische Türme, deren Inneres zum Kirchenraum hinzugezogen war. Das durch die vier äußeren Turmecken bezeichnete Viereck war kein genaues Quadrat, sondern ein von Westen nach Osten gestrecktes Rechteck im Verhältnis von 5:6, wodurch eine Ostung ausgesprochen war und die Kirche aufhörte, ein reiner Zentralbau zu sein. Dieser Maßunterschied war hauptsächlich in das Querschiff verlegt worden und hatte zur Folge, daß die Vierung zu einem Rechteck wurde, das der Richtung des

Ganzen folgte.<sup>\*)</sup> Überdies wurde dadurch das Maß der Halbkreisapsiden, in denen das Querschiff im Süden u. Norden endigte (Abb. 78 bei b u. d), gegenüber den beiden Apsiden, die in der Längsachse zwischen den Türmen hervortraten, wesentlich gesteigert, ja das Querschiff erhielt auf diese Weise die freieste und bedeutendste Raumwirkung des ganzen Kircheninnern. Die Richtung der Kirche nach der *linea sacra*, die nach Gottschling (S. 37) und dem kleinen Plane in Heiße's Kupfertafeln tatsächlich beobachtet war, kam indessen nicht nur durch jene Streckung des Grundrisses zum Ausdruck. Vielmehr war die Ausbildung der ganzen Ostseite eine von den anderen völlig abweichende und höchst eigentümliche. Auch mit ihr wurde der Gedanke der reinen Zentralanlage verlassen und dem der Langhauskirche insofern gefolgt, als auch die Seitenschiffe in kleinen Apsiden endigten. Sie waren in der Stärke der Ostmauer ausgespart, die deswegen erheblich stärker angelegt war als die westliche.<sup>\*\*)</sup> Die Hauptapsis (Abb. 78 bei a), die im Äußeren durch ihre abweichende Gestaltung den hauptsächlichsten Ausdruck der Ostung bildete, war im Grundriß außen nach dem halben Sechseck gebildet. An dessen drei Seiten lehnten sich ebensoviele kleinere, niedrige Apsidien, von denen die mittlere wiederum etwas umfangreicher als die seitlichen war. Alle drei waren innen halbkreisförmig, außen vielckig gestaltet. Lagen die Gründe für die Ausbildung des Gegenstückes dieses Chores im Westen nur in der Herstellung des Gleichgewichts bezw. in der Absicht, doch einen tunlichst regelmäßigen Zentralbau zu schaffen, so wurde die eigentümliche Ausgestaltung der Hauptapsis offenbar durch ganz besondere Erfordernisse des kirchlichen Ritus bestimmt. Ohne ihre Gesamtabmessungen übermäßig steigern zu müssen, wurde unten der für die Feier des Hochamtes besonders wertvolle Raum um den Hauptaltar durch die Dreifonchensanlage bedeutend erweitert und den Einzelbedürfnissen entsprechend gegliedert, insofern die Seitenföcher für eine schickliche etwas versteckte Unterbringung von Kredenz und Pizina sehr geeignete Plätze boten.<sup>\*\*\*)</sup>

\*) Adler (Nachtrag S. 118) hält es für wahrscheinlich, daß die Rechteckform der Vierung auf alte Grundmauern der von ihm angenommenen Pribislavkirche zurückzuführen sei. Indessen befaß nicht die Vierung allein diese Streckung, sondern auch das Grundviereck der Umfassungsmauern. Auch hätte sich bei dem vorzüglichen lehmigen Baugrunde eine so folgenschwere Unterordnung des Planes höchstens für die Umfassungsmauern, kaum aber für die Vierungspfeiler allein gelohnt. Überdies ist aber der Plan der Kirche in seinen Einzelzügen so fein durchgearbeitet und diese so fest zu einem in sich harmonischen Gefüge zusammengesezt gewesen, daß dessen gewaltsame Störung wegen einiger alter Grundmaurereste oder seine Entstehung aus so zufälliger Grundlage nicht annehmbar erscheint. Wenn, wie Adler hervorhebt, in den Schiffsweiten der St. Gotthardtkirche zu B., sowie der Kirchen zu Jerichow und Lehnin eine annähernde Übereinstimmung vorliegt, so kann sie höchstens auf gleiche Wünsche in bezug auf die angestrebten Wirkungen des Maßstabs oder etwa auf gewisse feststehende Grundzüge in den gottesdienstlichen Gebräuchen zurückzuführen sein. Beides würde aber seinen Einfluß auf die Marienkirche des 13. Jahrh. unmittelbar und nicht erst durch das Zwischenglied einer etwaigen Pribislavkirche geltend gemacht haben.

\*\*\*) Um die Symmetrie des Äußeren nicht zu stören, wurde die Ostmauer auf Kosten des Innenraumes verstärkt, wodurch die östlichen Seitenschiffe fast genau quadratisch wurden.

\*\*\*\*) Durch diese Zweckbestimmung erklärt sich wohl am zwanglosesten das „fünfeckige Verhältnis neben dem Altar außerhalb gegen Mitternacht“, von welchem Heiße (Programm von 1750) berichtet und in dem er den Ort der Verehrung des Triglafgötzen vermutet (siehe den Grundriß Abb. 78 bei e).

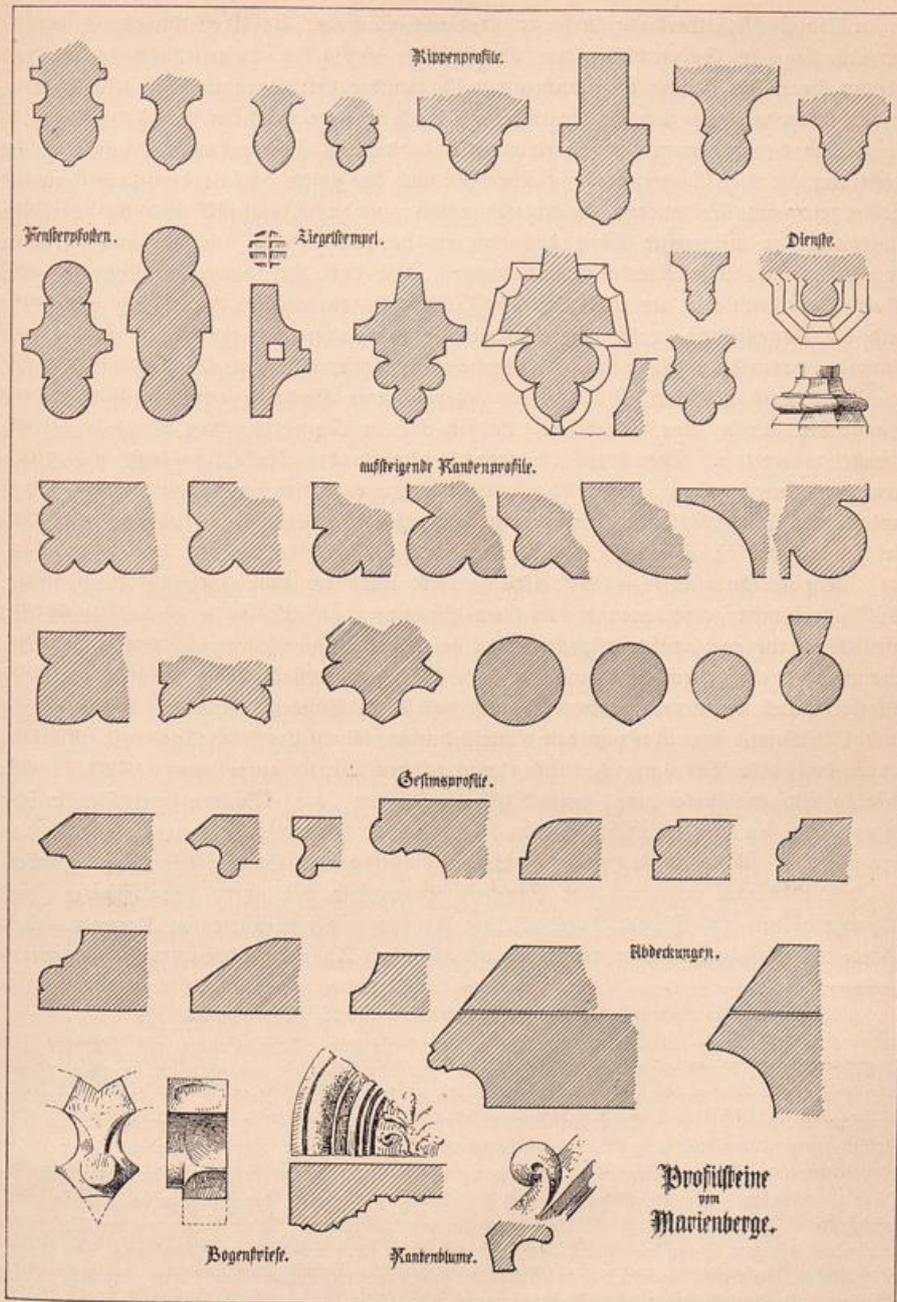


Abb. 81. Auf dem Marienberge gefundene Formsteine, die teils im Erdgeschoßraume des Kriegerdenkmals, teils im Steintorturme aufbewahrt werden (Maßstab 1:10).

Kunstdenkm. d. Prov. Pdbg. II. 3. Stadt und Dom Brandenburg.

Die schräge Stellung dieser Seitenkonchen, bezw. die ihrer Gruppierung zugrunde liegende Sechseckform der Hauptapside ergab bei deren Anschluß an das Grundviereck der Kirche zwei bequeme und für die Gemeinde verdeckte Zugänge zu Wendeltreppen, deren die Kirche außerdem noch weitere in ihren vier Ecken besaß.\*)

Alle diese Treppen führten zu einer ausgedehnten Emporenanlage, durch welche nicht nur die vier Türme, sondern überdies noch der ganze östliche Kreuzarm samt der Apsis zweigeschossig wurden, so daß schließlich nur das Querschiff und der westliche Kreuzarm die ungeteilte Höhe des Innern behielten (siehe die getönten Flächen in Abb. 80). Die Kirche erhielt dadurch fast das Ansehen einer Doppelkapelle. Dementsprechend war im Oberstoc der Hauptapsis ein zweiter Hauptaltar aufgestellt und die Bogengänge, welche die Emporen in den anderen Konchen miteinander verbanden, waren deshalb gegen die Osttürme abgeschlossen (Fromme-Gottschling, S. 167).

So entstand hier im Osten ein ausgedehnter Hochchor quer durch die ganze Breite der Kirche, eine Oberkirche, die sich vor dem querliegenden Hauptraume der Kirche ausbreitete. Vor ihrem „Portikus“, also an der Stelle, wo sonst der Laienaltar zu stehen pflegte, wurde den Gläubigen an besonderen hohen Festtagen das anbetungswürdige Bild der Gottesmutter gezeigt, welchem die weitberühmten Wallfahrten galten.\*\*)

Die Kirche war in allen Teilen gewölbt und von ausgezeichneter Konstruktion. Völlig frei vom gebundenen romanischen Systeme ergaben sich in den Seitenschiffen der Hallenanlage ziemlich gestreckte Gewölbefelder. Äußere Strebepfeiler fehlten. Der Schub der hohen Gewölbe wurde in äußerst geschickter Weise durch die starken inneren Pfeiler, durch die hervorragende Standfestigkeit der Apsiden, durch die Verdoppelung und Versteifung ihrer Außenwände mittelst der gewölbten Emporengänge und schließlich durch die starke Belastung der Ecken mittelst der Türme aufgehoben. Fast überall, mit alleiniger Ausnahme der Westseite, waren die Mauern verhältnismäßig dünn, bezw. in dünne Abschlußwände und stützende Wandpfeiler zerlegt, so daß man versucht ist, schon in so früher Zeit von eingezogenen Strebepfeilern zu sprechen.

Die Räume innerhalb des Rechtecks waren wie die unter den Emporen mit Kreuzgewölben auf Rippen überdeckt, die Apsiden mit rippenbesetzten Kuppeln. Alle Gurt- und Arkadenbögen waren rund mit alleiniger Ausnahme der schmalen Emporen-

\*) Über die Treppen der Kirche siehe Garcaeus Succell., S. 348, Anmerk.

\*\*\*) Die „imago beatae Mariae“, welche am Feste von Mariä Geburt, am Rathäus- und darauf folgenden Mauritiusstage und zu Michaelis „ante porticum“ aufgestellt zu werden pflegte, wird 1355 in einer Urkunde genannt (Sello in Forsch. z. Brand.-Preuß. Gesch. V, S. 537), Altbrandenburgische Miscellen VII). — Leutinger, Topogr. Prior March. § 25 S. 8 bezeichnet die Marienkirche als „delubrum Marianum, fornicibus concameratis duplicatis cum cryptoporticu“. Unter diesem „cryptoporticu“ ist ohne Zweifel der Raum unter den Emporen, im besonderen die Unterkirche im Osten zu verstehen. Damit erklärt sich auch die dedicatio cryptae, die Sello (a. a. O.) so merkwürdig findet, ganz ungezwungen als die Altarweihung der Unterkirche. Diese hatte von der Vorderseite „Portikus“ bis zum Plaze des Altars eine Tiefe von etwa 15 m und verdiente daher wohl den Namen einer Krypta, wenn man bedenkt, daß im Mittelalter keineswegs nur unterirdische Räume diese Bezeichnung erhielten. In den Statuten des Schwanenordens wird dieser Altar „altare communionis“ genannt.

gänge in den Apsiden, die von Spitzbogen getragen wurden. Die Ausbildung der Innenarchitektur erinnert, wie schon Adler in seinem Nachtrage bemerkt, an die der Liebfrauenkirche zu Magdeburg nach ihrem Umbau in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Schon im Sinne der beginnenden Gotik ist die bündelartige Gliederung der hochstrebenden Innenpfeiler durchgeführt, deren genaue Profile aus dem Heiße'schen Grundriß leider nicht zu ersehen sind. Doch zeigt dessen Längsschnitt wenigstens deutlich, daß die hochgehenden Dienste der oberen Gewölbe frei ausschossen, ohne von den Kapitellen unter den Emporen umgürtet zu werden. Die Brüstungen der Emporen waren mit zierlichem Bogenfries (vielleicht dem in Abb. 81 links unten wiedergegebenen) und einem Relieflattenfries darüber umsäumt.

Dem ganzen System der inneren Raumgliederung entsprechend waren die Lichtöffnungen in zwei Gaden angeordnet. Die Fenster des oberen fügten sich wie bei den gewölbten Basiliken organisch dem Gewölbesystem ein und standen dementsprechend durchweg zu je zweien gepaart, ohne jedoch unter einem Umfassungsbogen gekuppelt zu sein. Die Öffnungen waren wegen der lichtsperrenden Emporen reichlich bemessen. Jeder Kappe entsprach ein Fensterpaar. Um so eher konnte man den Untergaden auf [die kleinen Spitzbogenfenster der Hauptchorapsidien und zwei einzelne Rundbogenfenster an der Nord- und Südseite der Osttürme beschränken. Zu diesen kamen nur noch wenige kleine Rund- und Vierpaßfenster, so daß die Außenmauern unten einen ziemlich geschlossenen Charakter bewahrten.

Ebenso schlicht wie die Fenstergewände scheint die Ausbildung der Portale gewesen zu sein. Etwas widernatürlich ist ihre Anordnung inmitten der Nord- und Südapsis. Die Apsidenform, welche ihrem inneren Wesen nach vorzüglich zum hinteren Abschluß der Räume geeignet ist, tritt durch ihre äußerlich konvexe Grundform mit dem Gedanken der Zugänglichkeit in unschönen Widerspruch. Die Westnische des Aachener Münsters wie die großen Kathedralportale laden durch die tiefe Höhlung ihrer Gewände zum Eintritt ein. Nichtsdestoweniger muß anerkannt werden, daß die Portale der Marienkirche besonders für den Ein- und Austritt der Prozessionen sehr günstig lagen. Eines von ihnen wird in dem Gedichte des Prätorius von der Marienkirche als „Porta coeli“ angeführt.

Die äußere Gliederung der Umfassungsmauern beschränkte sich in anbeacht der hohen Lage des Bauwerks und seines reichen Aufbaus mit richtigem Takte auf wenige bescheidene Verstärkungsformen: schlichte flache Kantenstreifen an den Turmecken und zierlicher profilierte schmale Eisenen an den Apsiden. Die in der Anordnung des Grundrisses begründete unsymmetrische Lage der Fenster in den Westtürmen verführte den Meister zu dem Versuch, diese durch solche schmalen Eisenen auszugleichen (Abb. 78 und 79 sowie Taf. 31). Er fiel wenig glücklich aus und führte nur zu neuen Widersprüchen gegen die Ausbildung der oberen Turmteile.

Diese lösten sich über dem Hauptgesims der Kirche von deren Masse ab. Der Rundbogenfries des Gesimses umzog auch die westlichen Türme, während er an den östlichen durch einen verzierten Plattenfries ersetzt war. Wenn irgendwo, so darf am ehesten an dieser Stelle eine Unterbrechung des Baues angenommen werden. Indessen

war der im Wechsel zwischen Rund- und Spitzbogen, zwischen Vogen- und Plattenfriesen spielende Stilcharakter des Übergangs im ganzen Bau so gleichartig durchgeführt, daß an eine langanhaltende Unterbrechung in anbeacht der gerade damals (im zutreffenden Falle also um 1222) sich meist so rasch vollziehenden Entwicklung der Stilformen kaum gedacht werden kann. Immerhin ist zu beachten, daß die Ecklisenen der Türme von hier an schmaler, ja diese überhaupt anscheinend ein wenig eingezogen wurden. Vor allem aber begann entgegen dem schlichten Ernst der Unterteile an den freien Türmen ein reiches Spiel von Blendern verschiedener Gestalt und Größe mit mannigfaltigen Vogenformen. Außerdem trennten Relieffriesen vielfach die Flächen der Stockwerke. Die Vorliebe der Übergangszeit für zierliche spielende Formen zeigte sich schließlich in den hüpfenden Kantenlinien der Turmgiebel sowie den schlanken runden Zierpfeilerchen, auf den Ecken der Türme und der Ostapsis. Bis zu welcher Zeit die runden Steinhelme, welche die Zeichnungen der Heißenhagen Kupfer und die Modelle zeigen, von hölzernen umbaut waren, bleibt zweifelhaft. Mehrere der Chronisten berichten von vergoldeten Kugeln auf den Turmspitzen.<sup>\*)</sup> Über den Gewölben der Kirche erhoben sich die Dächer derart, wie sie das Gemälde des Trebawischen Epitaphs (Abb. 76) und die farbige Zeichnung im Garcaeus (Abb. 83) noch deutlich erkennen lassen.

In bezug auf die Einzelformen und Zierate des Bauwerks lassen uns die alten Zeichnungen und noch mehr die Modelle im Stich. Selbst aus der in Abb. 81 wiedergegebenen Sammlung von Formsteinen ist nur wenig sicheres zu gewinnen, da diese Steine offenbar nicht nur von der Kirche selbst, sondern auch von der Schwanenordenskapelle, ja vermutlich auch von den Klostergebäuden herrühren. Der Kirche dürften am ehesten die Reste von zwei verschiedenen Arten von Vogenfriesen zuzuschreiben sein, wovon der ganz eigenartige, spitz beginnende zierliche Kleeblattbogenfries ohne Konsolen wohl dem Kircheninnern entstammt und vielleicht den Rand der Emporenbrüstungen schmückte. Der andere, ein einfacher Rundbogenfries von breitem aber zierlich gegliedertem Profil erinnert in seiner backsteinfremden, mehr dem Terrakottastil zuneigenden Gliederung an den der Westteile der Klosterkirche zu Lehnin (erste Hälfte des 13. Jahrh.). Ein plastisches palmettenartiges Ornament in seinem Grunde ist nur noch in undeutlichen Spuren erhalten. Von den übrigen Gliederungen dürften die mit breiten abgerundeten Ecken, mit kräftigen Rundstäben und eigenartig zusammengesetzten Stabbündeln den Bauteilen des 13. Jahrh. angehören.

Doch alle diese Einzelheiten treten zurück gegen den reichen, strengen und doch malerischen Aufbau der Bergkirche, wie gegen die eigenartige Ausgestaltung des Innenraumes.

<sup>\*)</sup> Nach den Darstellungen der Turmgiebel in den geometrischen Zeichnungen und perspektivischen Abbildungen ist es nicht wahrscheinlich, daß die Türme nach ursprünglicher Absicht etwa nur in steinernen Kegelhelmen geendigt hätten. In diesem Falle dürften die Giebel nicht lediglich in einfachen Mauern bestehen, wie sie überall dargestellt sind, sondern müßten hinter sich steinerne Satteldachkörper haben, die mit dem Steinkegel des Helmes verwachsen müßten. Aus diesem Grunde sind die Türme in dem Herstellungsversuch der Abb. 76 mit Holzdächern dargestellt.

Der Grundgedanke, die allgemeine Anlage wie der Aufbau der Marienkirche wirken überraschend und zwingen zur Bewunderung. Ein so eigenartiges und bedeutungsvolles Bauwerk schien von jeher nicht bodenständig aus der brandenburgischen Kunst erwachsen zu sein. Man suchte seit langer Zeit schon nach den Vorbildern, die hier nachgeahmt, aus denen wenigstens die leitenden Gedanken geschöpft wären. Den märkischen Geschichtsschreibern des 16. Jahrh. schien der griechische Osten die treffendsten Vergleiche zu bieten. Schon Sabinus nennt die Kirche i. J. 1552 „aedificatum ad similitudinem Graecorum templorum“ und ganz ähnlich urteilen Garcaeus und Leutinger.

Auch die neuere Kunstforschung folgte jenen über Wesensverwandtschaft in der Baukunst noch in unkritischen Anschauungen befangenen Chronisten auf der Suche nach verwandtschaftlichen Beziehungen; leider z. T. nicht mit Glück.

Es ist in der kunstgeschichtlichen Einleitung versucht, einige von den Fäden, die das schöne Werk mit der Baukunst seiner und der früheren Zeit verweben, zu verfolgen. Hier aber darf nicht unterlassen werden, noch die von anderer Seite betonte Verwandtschaft unserer Kirche mit der vor 1180 erbauten ganz schmucklosen Liebfrauenkirche zu Kallundborg von künftigen Vergleichen auszuschließen. In der Tat bietet jener nordische Backsteinbau doch nur die recht oberflächliche Ähnlichkeit, daß er wie unsere Marienkirche vier im Geviert stehende Türme besitzt.

Für eine Verwandtschaft der Marienkirche mit der Kallundborger Kirche (vgl. Mitteil. d. K. K. Zentral-Kommission IX, 1864, I—III, ferner W. Lorenzen in: *Revue de l'art chrétien* 1907, 3<sup>me</sup> livr. p. 145—155, und Seesselberg, *Die frühmittelalterl. Kunst d. germ. Völker*, S. 88) treten ein: Otte in *Gesch. d. roman. Bauk.* S. 634 und Wernicke in Otte, *Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie* II, S. 17, wo geradezu „eine sehr große Übereinstimmung“ zwischen beiden Kirchen behauptet wird. Von den gewaltigen Unterschieden zwischen ihnen sei hier nur hervorgehoben, daß die in Kreuzform stehenden (übrigens achteckigen!) Türme der Kallundborger Kirche gar nicht im Grundviereck, sondern auf den Enden der weitausgereckten Kreuzflügel stehen und ihnen die konstruktive Bedeutung fehlt, welche die Brandenburger durch die so wichtige Belastung jener Ecken besitzen. Gegenüber dem an unserer Kirche so wohl durchdachten, standstärkeren Aufbau leidet dort gerade die Vierung durch die übermäßige Belastung ihrer nur auf vier dünnen Säulen ruhenden Bögen durch einen fünften mittleren Turm (den die Brandenburger Kirche nie besessen hat!) an schweren Mängeln. Neben diesem das innerste Wesen des Aufbaus treffenden Unterschiede erweist sich die gesamte Gliederung und Durchbildung des Innenraumes als eine völlig andere, da die Zweigeschossigkeit fehlt und die Verhältnisse gänzlich andere sind, von den Stilformen im Einzelnen ganz zu schweigen. Zuletzt, doch nicht zum wenigsten besteht eine Verschiedenheit in den völlig abweichenden Zwecken der die äußere Erscheinung beherrschenden Türme. Dort machten sie mit ihren Zinnen die Kirche zu einem drohenden, den Meeresstrand vor räuberischen Einfällen schützenden Wehrbau, hier dienten sie dem Bauwerk selbst zur konstruktiven Sicherung und überragten die Kirche mit ihren vergoldeten Spitzen allein zur Ehre Gottes; der Wehrkirche steht die Wallfahrtskirche gegenüber.

Gerade in bezug auf die Anlage in Grundriß und Aufbau war die Marienkirche ein Werk von starker Ursprünglichkeit und mit einer für die Schaffensweise des Mittelalters wunderbaren Freiheit der künstlerischen Gestaltung entworfen. Es stand da als das harmonische Ergebnis inniger Anpassung an seine freie Lage auf Bergeshöhe, an den dem Berge selbst entnommenen Baustoff des Backsteins und an den Zweck, den es als Wallfahrtskirche zu erfüllen hatte: ein weithin sichtbarer, turmreicher Aufbau, nach allen Seiten hin gleichmäßig abgestuft und abgerundet entwuchs er dem ihn emporhebenden Boden, krönte er den Berg, der ihn trug, und vollendete gleichsam das Werk der Natur durch die mächtige Steigerung ihrer Schönheit. Unzertrennlich davon ruhte in ihm unerschütterliche Standfestigkeit, die Kraft des Widerstandes gegen den Ansturm der Elemente. Die wuchtigen, schwer lastenden Massen seiner Türme drängten sich dicht aneinander, umstanden rings den zu schützenden Bau und trogten, eng mit ihm verbunden, der Macht der Stürme, die ihn umbrausten. Seine allgemeine äußere Erscheinung stellte sich als ausgesprochener Zentralbau einer Denkmalskirche dar, das Innere aber enthüllte sich bei eingehender Betrachtung als ein wohldurchdachter vermittelnder Ausgleich, dessen fein abgewogene Einzelzüge nur als Erfüllung eines scharf vorgezeichneten Programms zu verstehen sind.

Über die besonderen Vorschriften und Anforderungen bei der Planung frühmittelalterlicher Wallfahrtskirchen sind wir freilich noch nicht genügend unterrichtet, doch besitzt — um zunächst im Lande zu bleiben — die Mark in dem Städtchen Wilsnack denjenigen Ort, an den am Ende des 14. Jahrh. ein großer Teil des Wallfahrts-treibens von Brandenburg überging. Man kann sich vorstellen, daß die Anordnungen der Marienkirche bei der damals erfolgten Neuplanung zu Wilsnack (siehe Verz. d. Kunstdenkm. Westprignitz, S. 310 ff.) nicht unbeachtet blieben. Auch hier finden wir nun den Teil, welcher das Querschiff im Osten begleitet, zweigeschossig angelegt und durch „Vorläuben“ erweitert. Eine solche Emporenanlage wurde auch — wiewohl in viel bescheidenerer Art — im Osten der saalförmigen Wallfahrtskirche zu Buckau (Westhavel-land) versucht. Nach diesen Beispielen dürfte es erlaubt sein, die Anlage östlicher Emporen als einen typischen Zug der Wallfahrtskirchen anzusehen.

Der Beginn des nach alledem so hochentwickelten, reifen Denkmals der Baukunst muß, da der Ablass des Jahres 1222 zur Vollendung der schon im Bau begriffenen Kirche erteilt wurde, spätestens in das zweite Jahrzehnt des 13. Jahrh. gesetzt werden. Schon in dieser Zeit hatte also die Wölbekunst in der Mark die hier ausgeprägte Entwicklungsstufe von Kippengewölben über gestreckten Rechteckfeldern erreicht; denn die zur Ausführung gekommene Wölbungsweise war von den Grundmauern an vorbedacht und in der Gliederung der Pfeiler von deren Fuße an vorbereitet.

Zweite Bauzeit. Die im Jahre 1443 vollendete, gegen die Westseite der Kirche gebaute Kapelle des Schwanenordens bestand aus einem von Norden nach Süden gerichteten Hauptkörper mit kurzen Kreuzansätzen in der Längsrichtung der Kirche. Jener schloß an den Enden in gebrochener Grundlinie nach sieben Seiten des Zwölfecks, diese waren rechtwinklig gestaltet. Der untere Raum der zweigeschossigen Kapelle



Abb. 82. Figur vom Erbegräbnis der Familie Steinbeck auf dem Neustädtischen Friedhofe.

bildete eine Art Krypta, die dem heiligen Leonhardt geweiht war und das Erbbegräbnis der angesehenen Familie von Waldenfels enthielt. Der obere eigentliche Kapellenraum lag wie ein Hochchor zur Kirche und stand mit ihr durch eine breite gerade Treppe in einer größeren Bogenöffnung in Verbindung. Außerdem stellten zwei Wendeltreppen seitwärts neben dem Kapellenanschluß den Zugang zur Krypta und zur Kirchenempore her. Die Gewölbe ruhten durchweg auf Rippen. Außerlich war die Kapelle durch die Treppentürme und acht tiefe Strebepfeiler sehr kräftig gegliedert. Diese waren reich mit glasierten Maßwerkformen bekleidet,<sup>\*)</sup> unterhalb des Hauptgesimses abgesetzt und fialenförmig über das Hauptgesims und dessen Galerie hinausgeführt.

Über die innere Ausstattung der Kirche ist fast nichts überliefert. — Bis zum Jahre 1526 bewahrte man darin ein Gözenbild des Wendengottes Triglaf auf. Es soll damals dem dänischen Könige Christian II. geschenkt worden sein.

Inbetreff der Glocken der ehemaligen Marienkirche äußert Bernicke (in „Bär“ 1876, No. 20) die Vermutung, daß die gegenwärtig auf dem Turme der katholischen Kirche hängende 0,49 m Durchm. haltende Glocke vielleicht aus der Marienkirche stamme. Sie gelangte an ihren jetzigen Platz nach dem Brande des Turmes der Peterskirche auf dem Dome, wo sie sich bis dahin befunden hatte (siehe ihre Beschreibung nebst Abbildung ihrer Reliefs unter St. Peter.)

v. Minutoli (Denkmäler mittelalterlicher Kunst in den Brandenburgischen Marken, 1836) gibt an, eine große Glocke von St. Marien von 1445 befände sich im Dome zu Berlin. Heffter (Gesch. d. St. B., S. 336) berichtet sogar, doch ohne Nachweis und Quellenangabe, daß sie 1575 dahin überführt sei. Doch befand sich nach Bernicke (a. a. D.) im Jahre 1876 im damaligen Berliner Dome überhaupt keine von 1445 datierte Glocke. Über das alte Domgeläute zu Berlin—Köln und Beckmanns ausführlichen Bericht darüber siehe Vormann, Die Bau- und Kunstdenkmäler von Berlin, S. 159—160. Wenn sich nun auch keine Glocke der Marienkirche mehr in Berlin befindet, so bleibt es nichtsdestoweniger ziemlich sicher, daß eine solche im Jahre 1549 dahin gelangte (siehe darüber Gebauer im 38.—40. Jahresbericht d. Hist. Ver. zu B., S. 82—83).

Auf der Höhe des Berges, an der Kirchhofsmauer, also jedenfalls in nächster Nähe der Kirche, stand ein „gemauerter Predigtstuhl“, dessen in den Verhandlungsniederschriften eines Rechtsstreites vom Jahre 1545 beiläufig Erwägung geschieht (Gebauer im 38.—40. Jahresbericht d. Hist. Ver. zu B., S. 80). Es kann darunter nur eine jener öfter vorkommenden Freikanzeln verstanden werden, welche in Fällen großen Andranges gelegentlich der Prozessionen benutzt wurden, wenn die Kirche selbst die Menge der Gläubigen nicht zu fassen vermochte.

Die Gebäude des 1435 vom Kurfürst Friedrich I. auf dem Marienberge als Kolonie des Domstiftes gegründeten Prämonstratenserklosters sind allem Anschein nach

<sup>\*)</sup> Die schon im Jahre 1836 von v. Minutoli, Denkmäler mittelalterlicher Kunst, S. 12, erwähnten Glasuren befanden sich wohl nicht, wie danach scheinen möchte, an der Kirche des 13. Jahrhunderts, die erhaltenen glasierten Formreste sprechen vielmehr für eine Herkunft von der Schwanenordenskapelle.

nicht von der Bedeutung gewesen, die auch in der Mark für Klosteranlagen bezeichnend ist. Auch kamen sie schon früher als die Kirche in Verfall und wurden abgetragen. Bereits im Jahre 1564 begann ihre allmähliche Zerstörung (Ausführliches über diese siehe bei Gebauer im Jahresbericht d. Hist. Ver. zu B. 1904, S. 55 ff.). Auf dem Gemälde des Trebaw'schen Epitaphs in der Gotthardkirche sieht man östlich von der Bergkirche vier nicht eben große Häuser in unregelmäßiger Lage zueinander. Auf dem kleinen Stadtplan der Heins'schen Kupfertafeln sind sie nicht verzeichnet.

### Friedhöfe.

Die bemerkenswerten Denkmäler des Altstädter Friedhofs sind bereits bei der Nikolaikirche angeführt, da sie mit deren Umfassungsmauern in unmittelbarer Verbindung stehen.

Auf dem Neustädter Friedhofe zwischen Steintor und St. Annenbrücke befinden sich einige wertvolle ältere Grabdenkmäler, die in der Mehrzahl dem 18. Jahrh. entstammen: Grabmal des Direktors der Ritterakademie Joachim Christoph Heins (1697—1771). Die Inschrifttafel wird von zwei starken schräg gestellten Wangen mit großen Voluten eingeschlossen, auf denen ein Architrav mit einer bekrönenden Figurengruppe ruht. Sie besteht aus einer aufrechten weiblichen Gestalt, die wohl als Allegorie der mathematischen Wissenschaft (deshalb auch „*Mathematicus*“ auf der Inschrifttafel) zu denken ist, und zwei Putten mit astronomischen Instrumenten in dekorativer Behandlung. — Links daneben folgt das Grabmal des Ehepaars Fabricius: eine eiserne Tafel für Sophie Fabricius († 1824) unterhalb einer Urne, auf der Name und Lebensdaten des Justizbürgermeisters Johann Friedrich Fabricius (Todesjahr unleserlich) angegeben sind. Auf hohem Postamente steht eine schöne weibliche Figur über eine Urne geneigt. — Das noch benutzte Erbbegräbnis der Familie Schröder in Form eines kleinen Barockportals, 18. Jahrhundert. — Erbbegräbnis der Familie Steinbeck, ein Kokodendmal mit wirkungsvoller sitzender Engelgestalt als Bekrönung (Abb. 82).

Die neue Friedhofskapelle enthält einen kleinen Messingkronleuchter des 18. Jahrhunderts.